

DER PRIESTER ALS ZERRISSENER, GESPALTENER MENSCH

Vortrag von Herrn Spiritual Bender am 3. 6. 1975

Die These, die heute Abend zum Vorschein kommen soll, soll sofort am Anfang stehen: Der Priester ist ein zerrissener Mensch. Der Priester ist ein gespaltener Mensch.

Die Aufgabe, die aus dieser These folgt, soll auch schon am Anfang gesagt werden: Denkt bitte darüber nach, ob Ihr unter diesen Bedingungen Priester werden wollt.

Das ist die Richtung unserer Überlegung.

Die Kirche ist ein ungeheuer lebendiger Verein. Mit dem Satz möchte ich anfangen; und ich glaube, daß der Satz stimmt, und ich glaube auch, daß der Satz gelogen ist. Die Kirche sollte auf jeden Fall ein ungeheuer lebendiger Verein sein und sie macht, um einen Titel von Bernanos zu gebrauchen, den Eindruck einer "Toten Gemeinde". Die Zerrissenheit, in der wir stecken, hängt mit diesem, am Anfang gekennzeichneten Widerspruch zusammen. Die Zerrissenheit, die zur Sprache kommt, hängt mit dem Widerspruch im Menschen selbst und mit dem Widerspruch in der Welt zusammen. Die Zerrissenheit, die zur Sprache kommt, hängt mit dem Widerspruch des Menschen gegen Gott zusammen. Die Zerrissenheit, die zur Sprache kommt, hängt mit dem Widerspruch Gottes gegen den Menschen zusammen. Und wo soviel Widerspruch ist, da muß doch Leben sein! Aber wir haben Mauern aus Beton. - (Und deswegen tragen ja viele Priester einen Anzug, der am besten zur Beerdigung paßt).

Wenn ich mich frage: "Was soll ich sagen?", und wenn ich das Euch frage: "Was soll ich sagen?", dann bekomme ich doch vermutlich als Antwort, ich soll die Wahrheit sagen. In demselben Evangelium, das soviel von der Wahrheit, die zu sagen ist, spricht, steht auch der skeptische Satz: "Aber was ist Wahrheit?".

Ich sage morgen früh bei der Messe: "Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird." Ich sage diesen Satz. Inwieweit ist dieser Satz dann wahr? Wer spricht den eigentlich, daß er wahr ist? Die darüber nachdenkenden Theologen haben eine Hilfe, um diese Frage zu beantworten; die sagen nämlich: Der Priester, der das so sagt, spricht diesen Satz "in persona Jesu Christi", an Stelle Jesu, an Jesu Statt. Und damit könnte der Priester, und damit könnten wir uns beruhigen. Aber wenn wir uns damit beruhigten, wäre das eine ganz, ganz falsche Ruhe. In diese falsche Ruhe kämen wir ja viel leichter hinein mit dem Satz, (der doch auch liturgisch möglich wäre): "Das ist der Leib Jesu Christi". Aber der Priester sagt:

"Das ist mein Leib". Und da muß ich mich fragen, inwieweit ist der Satz dann für mich wahr. Hab ich einen Leib, hab ich ein Leben, besteht meine Wirklichkeit daraus, sich hinzugeben, um gegessen zu werden, daß in anderen Leibern Leben wird, daß anderes Leben kraftvoller, lustvoller, schöner, größer, glücklicher wird? Geb ich dafür meinen Leib?

Wird nicht im Gegensatz der Satz: "Das ist mein Leib" mir sogar zum Gericht, weil ich solch einen hingabewilligen und hingabefähigen Leib gar nicht habe und gar nicht ausbilde, weil ich mich dauernd zurücknehme, weil ich nicht tue, was ich sage, weil ich nicht lebe, was ich verkünde? So wird mir dann der Satz bei der Messe zum Gericht.

So kommt der Grundwiderspruch, in dem der Priester steckt, zum Ausdruck, dauernd etwas verkünden zu müssen, hinter dem er selbst zurückbleibt; dauernd einen Anspruch vortragen zu sollen; den er selbst nicht erfüllt, dauernd zu einem Leben aufzufordern, das er selbst noch nicht vermag. Immer hin- und hergerissen zu sein zwischen einem, sagen wir jetzt mal, amtlichen, institutionalisierten, rollengemäßen, von der Weihe und vom Auftrag her legitimierten Verhalten - und einem funktionalen, aus den eigenen Kräften, mit dem eigenen Fleisch und Blut gespeisten, bezeugenden Verhalten. "Und ihr lebt ja gar nicht, was ihr verkündet, ihr tut doch gar nicht, was ihr sagt", das ist im Allgemeinen der Widerspruch, der uns entgegengebracht wird - und das mit Recht.

Die eigentliche Versuchung für den Priester ist deswegen die Heuchelei: das "Tun als ob"; die Darstellung des frommen Scheins; der schlechte Versuch diesen Widerspruch, diesen Riß, diese Gespaltenheit verleugnen zu wollen. Von dieser Gespaltenheit spricht schon Jesus, wenn er die Heuchler anfährt, daß es nicht ausreicht, Herr, Herr zu sagen und die frommen Regeln zu kennen, sondern daß es darauf ankommt, den Willen des Vaters, der im Himmel ist, zu tun. Auf diesen Widerspruch, der im Heuchler steckt, macht Jesus aufmerksam, wenn er seine Meinung von den Schriftgelehrten und Pharisäern, also von den Eingeweihten und Heilskundigen so kundtut: "Richter euch nach ihren Vorten, aber nach ihren Taten richtet euch nicht." So könnte eigentlich meistens auch von uns gesprochen werden. Und ich glaube, etwas von diesem Widerspruch ist der geläufigen Formulierung des Augustinus aufbewahrt, wenn er sagt: "Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ."

Daß der Priester sozusagen in sich selbst beides darstellen muß, daß er auf der einen Seite genauso unter dem Anspruch Gottes steht oder seufzt oder sich müht, und daß er auf der anderen Seite dieses Wort unverkürzt zur Geltung bringen muß; und daß er sich dadurch, daß er Gottes Wort zur Geltung bringt, unverkürzt zur Geltung bringt, sich dauernd das Gericht spricht. Wer predigt, muß die Predigt zuerst selbst gehört haben; und sich im nachhinein fragen: Bist du selbst überhaupt bereit, willens und fähig, das, was du da gesagt hast, auf dich selbst anzuwenden?

Wenn wir von den Ängsten der Theologen gesprochen haben, dann scheint mir eine unserer Ängste mit diesem Widerspruch zwischen dem, was wir sein sollen (verkünden sollen, darstellen sollen), und dem, was wir in Wirklichkeit sind, zu tun zu haben.

Dieser Widerspruch wird noch verschärft dadurch, daß ich mein Priestersein immer im Hinblick auf bestimmte Menschen, im Hinblick auf bestimmte Notstände, im Hinblick auf bestimmte Fragen leben, bezeugen, predigen, verkündigen, darstellen muß. Diese Leute sind nicht überall dieselben. Die Leute haben ganz unterschiedliche Bedürfnisse und Wünsche. Manchen Leuten geht es um Dinge, mit denen ich gar nicht gerechnet habe oder mit denen andere gar nicht rechnen. Wer sind überhaupt die Leute? Diese Frage müssen wir uns, wenn von dieser Zerrissenheit die Rede ist, sehr, sehr genau stellen. Denn: Der Widerspruch aktualisiert sich ja für manchen von Ihnen in folgender, auf die Zukunft gerichtete Frage: Werde ich einmal, wenn ich Priester bin, das tun können, was ich für richtig halte? Werde ich einmal, wenn ich Priester bin, das predigen können, was ich für richtig halte? Werde ich einmal, wenn ich Priester bin, so leben können, wie ich es um des Evangeliums willen für richtig halte? Oder wird eine Obrigkeit oder die Kollegenschaft mich daran hindern? Diese Frage gehört doch zu dem Entscheidungsprozeß, mit dem wir hier beschäftigt sind: "Soll ich Priester werden?", weil damit die Frage verbunden ist: "Kann ich überhaupt Priester sein, so wie es nötig ist, so, wie ich meine, daß es nötig ist?"

Ein Stück von der Antwort habe ich eben versucht: ich kann nicht Priester sein, indem ich einfach Formeln aufsaue; sie mögen noch so gut und noch so heilig und noch so ehrfurchtgebietend sein, wenn ich nicht in irgendeiner Weise durch mein Leben diese Formeln decke. Ich kann nur Priester sein, der ich Zeichen in diese

Welt setze (Sakramente und Sakramentalien, die im Zeichen das Heiligste fassen), wenn ich selbst von der Wirklichkeit und Wirksamkeit des Zeichens so betroffen bin, daß ich durch mein Leben diese Betroffenheit zeige. Und diese Betroffenheit, die zu zeigen ist, ist im Grunde nie eine individuelle, private, individualisierende Betroffenheit; sie steht immer in Relation zum Adressanten im Spannungsfeld einer pluriformen widersprüchlichen Kommunikationsgemeinschaft. Ich will versuchen, das am Beispiel zu verdeutlichen:

Es gibt in der Diözese Aachen (wie anderswo) eine Menge Leute, die erwarten von der Kirche, von den Pfarreien (dieser unserer katholischen Kirche) einen bestimmten religiösen Service. Der tritt ein, oder soll eintreten, bei bestimmten wichtigen Anlässen ihres Lebens: Geburt, Initiation, Hochzeit, Tod. Für diesen Service, der nicht einfach nur zur Verfeierlichung dient, sondern sinnträchtig sein soll, damit niemand denke: "De wird begrave wie ne Hunk; un mit de Kull is alles uut"; diese Zeichen sind also vielen Leuten, die nur eine Art Konsumentenhaltung haben, mit der sie religiösen Service beanspruchen, auch transzendierend und verweisend auf das, was wir (mehr großspurig) theologisch und philosophisch: Sinnhorizont nennen. - Leute, die einen solchen Dienst erwarten, haben eine andere Vorstellung von der Kirche als (meinetwegen) wir hier, die wir hier sitzen. - Leute, die einen solchen Dienst erwarten, haben ihr Kirchenbild in der Regel in ihrer Jugend geformt, haben im Grunde das zweite Vatikanum auch noch nicht mitgemacht, stecken in den Vorstellungen ihrer Religiosität und auch in den Ausdrücken ihrer Religiosität noch in den Kinderschuhen. Mit solchen Leuten spricht der Priester eine ganz, ganz andere Sprache als mit Ihnen. In solchen Gesprächen spreche ich auch vom lieben Heiland und vom Vater im Himmel und von der Gottesmutter - (und das ganz ungezwungen), weil es gar keinen anderen Dialekt gibt, in dem ich ihnen die frohe Botschaft verständlich machen kann. - Und jetzt nehmen Sie die Kehrseite, das andere Extrem, daß es Leute gibt (ich weiß nicht, wieviele Sie davon kennen), die an der Kirche verzweifeln, weil dort Dienste getan werden, in denen Vokabeln wie lieber Heiland, Himmelsvater, ewige Ruhe, Wiedersehen im Himmel, Erlösung, heiligmachende Gnade überhaupt vorkommen. Die daran verzweifeln und nichtverstehen und sagen, wie können Leute, die normal sind, 1975 noch so denken und so reden? - Ganz gleich, was sie verkündigen wollen, Ihre Verkündigung muß sich jeweils nach dem Hörer

richten, den Sie ansprechen wollen - nach der alten Regel, daß man jemanden da abholen muß, wo er steht. Daß man mit jemanden in der Sprache reden muß, die beide verstehen. Insofern muß man verschiedene Dialekte können und dadurch wird man schnell vielsprachig und ist nicht mehr so authentisch - und dann wird man angegriffen. Wenn einer nämlich sich sehr stark in dieser Servicekirche engagiert, die Sprache dieser Service-Kirche zu seiner eigenen gemacht hat, wird er nämlich von Lexuten, die was anderes erwarten, beföhdet, schief angesehen, für unmodern gehalten. Und wenn jemand sich den Fragenden und Suchenden akkomodiert und versucht, deren Fragen mitzudenken, dann wird er oft schnell von vielen Gralshütern der Rechtgläubigkeit für jemanden gehalten, der den guten, rechten und wahren Weg verlassen hat. Man wird vermutlich nicht beides gleich gut können; das bestehende System lebendig halten und dienstfähig halten und - gleichzeitig die Mauern des Bestehenden sprengen und Wege gehen, die noch nie gegangen worden sind, zu Leuten, die noch nie was davon gehört haben oder nichts mehr davon hören wollen, weil sie schon längst zuviel in den alten Worten davon gehört haben. Das wird kaum jemand in einer Person gut, bruch-, knick-, und rißlos verwirklichen können - und trotzdem wird das mehr oder weniger von jedem Priester, weil er mit allen Leuten zu tun hat, verlangt. Und je nachdem, wie er es tut, wird ihm dann gesagt, daß er es so nicht machen kann; trifft ihn dann das Verdikt: Sie werden euch aus euren Synagogen stoßen. - Du kannst ja keinen solchen Dienst leisten, der nicht bloß ein verbaler Dienst ist, wenn du nicht in eine Sympathiegemeinschaft mit denen eintrittst, für die du da bist. Wer Schützenbruder ist, der spricht, wenn er mit Schützenbrüdern zusammen ist, wie ein Schützenbruder und nicht wie ein Teilnehmer des dogmatischen Seminars, sonst gehört er nicht an die Theke. Wer aber im dogmatischen Seminar wie ein Schützenbruder spricht, versteht überhaupt nicht, was in einem dogmatischen Seminar geredet wird und macht sich dort überhaupt nie verständlich. (Was man aber wohl von einem dogmatischen Seminar verlangen kann und verlangen muß, daß die heiligen Worte oder die alten Worte oder die schönen Worte, die da gebraucht werden, auch übersetzbar gehalten werden, daß sie an der Theke oder "in der Nordkurve" oder beim Verlassen des Kinos gebraucht werden können). Von solcher Übersetzungsarbeit, von einer solchen Hermeneutik in den pastoralen Alltag hinein, hören wir zu wenig und an ihr sind wir zu wenig engagiert. Was das einen kostet, macht eine

chassidische Geschichte deutlich, die mir dieser Tage erzählt wurde:

In Galizien war der Sohn eines Fürsten schwer krank geworden, im Kopf schwer krank. Er hielt sich nämlich auf einmal für einen Truthahn. Die besten Ärzte wurden herbeigeholt; sie konnten nicht helfen. Keine Medizin schlug an. Er blieb dabei: Ich bin ein Truthahn. Und er sagte nicht nur, daß er ein Truthahn war, sondern er lebte wie ein Truthahn. Er zog sich splitternackt aus und setzte sich unter den Tisch im großen Saal seines Vaters und lebte fortan nur von Körnern. - Und kein Zureden aus der Verwandtschaft und kein fachmännischer Rat hatte die Kraft, unseren zum Truthahn gewordenen Jungen aus seinem Versteck, aus seinem Truthahnnest herauszuholen. Und schließlich kam ein Cassid, einer der jüdischen Frommen des Weges und bot dem Fürsten seine Dienste an. Er wolle es einmal versuchen, dem Jungen, und damit der ganzen Familie, zu helfen. Der Fürst hielt das Angebot für lächerlich, aber in der verzweifelten Situation greift jeder nach jedem Strohalm, und er sagte: Nun gut, versuch's, hielt aber im Geheimen nichts davon. Unser Chassid ging in den Saal hinein, in dem der Truthahn-Junge unter dem Tisch saß, zog sich ebenfalls die Kleider aus und setzte sich splitternackt neben den Jungen unter den Tisch, sagte nichts und pickt wie der Junge die vor dem Tisch liegenden Körner auf und aß sie. Einen Tag, zwei Tage, drei Tage - und sie sprachen so ein bißchen miteinander, wie Truthähne miteinander zu sprechen pflegen, über das, was sich in der Vogelwelt ereignet. Und dann wurde vor den Tisch ein Schälchen mit Kartoffeln gestellt. Der Chassid nahm eine Kartoffel. Da sagte der Junge: "Jetzt weiß ich, du bist kein Truthahn, du bist ein Mensch!" Der Chassid sagte: "Nein, ich bin ein Truthahn, Truthähne essen Kartoffeln", und aß eine Kartoffel - und der zum Truthahn gewordenen Junge aß auch eine Kartoffel. Und so gewöhnte er ihn Tag um Tag immer mehr an normale Nahrung, gewöhnte ihn daran, aus dem Versteck herauszukommen. "Truthähne gehen spazieren". Gewöhnte ihn daran, sich wieder an den Tisch zu setzen. "Truthähne sitzen am Tisch". Gewöhnte ihn daran, mit der Familie zu reden. "Truthähne reden mit den Menschen". Gewöhnte ihn daran, einzusehen, daß er das konnte. "Truthähne können alles." Und zeigte ihm auf: "Truthähne sind wie Menschen - Truthähne sind Menschen". Und der Junge zog sich an und lebte wieder mit.

Aus dieser Geschichte lernen wir für unsere Lebenspraxis, die im Zeichen des weggegebenen Leibes steht. Und diese Praxis steht im Widerspruch, wie das Zeichen des eucharistischen Brotes vieldeutbar

ist; das von dem einen wie ein Pfefferminzbonbon genommen wird - und von dem anderen für unberührbar und nur mit größtem Respekt anschaulich gehalten und vielleicht nur einmal im Jahr nach vorheriger bittererster Beichte mit Furcht und Zittern empfangen wird. Paulus sagt auch deswegen, daß es für uns darauf ankommt, allen alles zu werden. Wenn man sich dann bei sich selbst manchmal nicht mehr auskennt, wenn man mit diesem so spricht - und mit jenem so, das ist der zu erleidende Riß; daß man von diesem gedeckelt wird und von jenem gedeckelt wird, von diesem nicht verstanden wird und von jenem nicht verstanden wird, das ist die Konsequenz aus diesem Riß. Daß man bereit sein muß, diesen Riß auf sich zu nehmen, wenn man in dieser zerrissenen Welt für eine künftige Einheit zeugen will, das scheint mir in die Motivation für das Priestersein mithineinzugehören. Und deswegen wollte ich für heute abend als Frage aufgeben: "Soll ich unter diesen Bedingungen Priester werden?" Und deswegen wollte ich als Aufgabe für die nächste Zeit uns allen einmal vorschlagen, daß wir uns mehr darum mühen, nicht einfach Sachen zu sagen, sondern die Sachen dauernd so zu sagen, wie sie diesem Hörer, der jetzt hier am Tisch sitzt am besten bekömmlich sind - und seine Worte so aufzunehmen, wie er sie gemeint hat; und nicht schon von vornherein zu sagen: Wenn ich bei dem sitz', halte ich den Mund, denn es hat sowieso keinen Zweck, denn der ist ein Truthahn, der versteht mich nicht. Und wenn ich bei dem sitz, halt ich den Mund, das hat sowieso keinen Zweck, der ist bischöflicher als der Bischof, der versteht mich nicht; sondern daß wir lernen, mit Mut - und die Anfeindung des Ausschlusses nicht scheuend - die Arbeit der Kommunikation im Zeichen des weggegebenen Leibes aufzunehmen - und daß wir uns in diesem Zeichen finden und dieses Zeichen leben, weil wir uns nach diesem Zeichen richten, - damit wir das Wort nicht nur als Jesus - in seinem Namen und Auftrag - sprechen, sondern anfänglich, immer wieder anfangend, auch als von uns selbst gewollt und als von uns selbst gewünscht sprechen. - (Das wär ein guter Punkt, Schluß zu machen, ich möchte aber da Schluß machen, wo ich Schluß machen wollte, dann gehören noch ein paar Minuten dazu).

Das, was zu sagen ist in jeder Situation kann nicht einfach lehrhaft übernommen sein, kann nicht nur Formel im Wort oder nur eine Formel im Zeichen sein, sondern muß Erfahrenes sein, muß von mir Erfahrenes sein - und muß ausgerichtet sein, daß es diesem Hörer und jenem Hörer bekömmlich ist; also es muß sich nach dem Evangelium

richten, muß sich nach meiner Erfahrung richten und muß sich an den Adressaten richten. Daß das eine ungeheuer schwere Sache ist, die uns immer nur bruchstückhaft gelingt, könnte ich heute abend angedeutet haben.

Vor einiger Zeit habe ich mit jemanden ein Gespräch geführt. Der kannte mich bei Beginn dieses Gespräches nicht, fragte, was ich mache, ich sagte ihm, daß ich Spiritual hier für Theologiestudenten sei; er konnte sich einigermaßen vorstellen, was ein Spiritual ist und sagte dann: "Das muß ja eine ungeheure Sache sein, Leuten zu helfen und denen bei der Wegsuche beizustehen, sozusagen den den Pflock zu ziehen, der sie hemmt, daß sie nicht voran kommen; ich kann mir vorstellen, das sind doch alles so verschiedenen Leute; wie schaffen sie das überhaupt?" Darauf sagte ich etwas spontan: "Ach, mir macht die Sache Spaß und ich meine, ich wär dabei mit mir identisch." Und dann sagte er: "Beneidenswerter Mann, der sagen kann, er sei mit sich identisch in dem, was er tut." Und dann nahm das Gespräch seinen Lauf. Und dieses "Beneidenswerter Mann, der von sich sagen kann, er sei mit dem, was er tut, identisch", das hat bei mir dann weitergewirkt; und ich hab dann im nachhinein gedacht: "Mensch, du bist doch ein Schwätzer. Du bist doch gar nicht mit dir identisch. Das geht doch alles über dich hinweg. Entweder ist dein Mund zu groß oder deine Worte sind zu groß; entweder sind deine Schritte zu groß oder du sprichst zu schnell; oder du läufst zu schnell weg. Du bist doch gar nicht mit dir identisch. Aber ich bin doch auch nicht mit mir zerfallen, ich halt doch zusammen in mir. Und dann ist mir aufgegangen, ich bin mit meiner Nichtidentität identisch: Ich bin damit einverstanden, daß ich das gar nicht vollbring, was ich vollbringen soll und meine, Gott habe mir, Gott habe uns erlaubt, noch nicht so zu sein, wie wir sein sollen; also noch unterwegs zu sein, noch nicht fertig zu sein, noch nicht christusförmig zu sein, sondern erst noch - benderisch oder radlerisch oder was weiß ich, wie genau, bergerisch oder gehlensch. Und dann habe ich mich bei dem Mann entschuldigt für meine Großmäulichkeit und gesagt, bei weiterem Nachdenken sei mir aufgegangen, die Formulierung müsse heißen, ich sei mit meiner Nichtidentität ~~identisch~~ und das aus Gnäde, ah die ich glaubte.